



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. „In jener Zeit lebte ein Königssohn, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königssohn sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.“

Die Kirche Jesu Christi.

XVIII.

Es ist ein hoher königlicher Beamter, der da für seinen schwerkranken Sohn bittet. Der Bescheid, den der Herr ihm zu Anfang giebt, mag uns wohl im ersten Augenblicke sehr streng vorkommen; allein, lieber Leser, der Glaube dieses Mannes ist in der That noch höchst mangelhaft: er scheint den Heiland wohl für einen außerordentlichen Mann zu halten, der eine ungewöhnliche Wissenschaft und Kenntnis von der Natur der Dinge habe und im Besitze solcher Kenntnisse ganz wunderbare Kuren ausführe; — aber zu einer höheren Anschauung bezüglich des Herrn hatte er sich noch nicht erhoben; es schien ihm auch nicht sehr viel daran zu liegen, zu wissen, wer Jesus sei, — wenn Er nur komme und seinen Sohn gesund mache.

In ähnlicher Weise verhalten sich in unsern Tagen viele Gebildete in Bezug auf die Kirche, die göttliche Stiftung Jesu. Sie können und wollen nicht leugnen, daß die Kirche eine außerordentliche Erscheinung sei, wie die Weltgeschichte eine zweite nicht aufzuweisen habe. In ihrem Unglauben stehen sie da vor einem Rätsel, das sie sich nicht zu deuten wissen, während selbst das katholische Kind die Erklärung hat in dem einen Worte: die Kirche ist eine göttliche Stiftung! Darum ist sie so groß und erhaben in ihren Lebensäußerungen, darum erregt sie die Bewunderung jedes denkenden Menschen.

Wir sprachen jüngst von der Katholizität der Kirche Jesu, lieber Leser, und führten aus, daß sie die göttliche Heilanstalt für alle Menschen zu allen Zeiten sein solle nach dem Willen ihres göttlichen Stifters, — daß aber diese Eigenschaft nur einer einzigen Kirche zukomme, die darum auch von Freund und

Feind „katholisch“ genannt werde.

Man erzählt, daß einst ein Katholik und ein Protestant darüber disputierten, welcher von ihnen in der wahren Kirche sei. Da kam ein wohlunterrichteter Jude daher, der beiden gut bekannt war; und indem sie ihr Gespräch fortführten, fragten sie diesen endlich, was er denn zu dieser Frage meine. Und der Jude antwortete: Seit Adams Sündenfall erwarten wir Juden den Messias, der uns erlösen soll. Wenn nun der Messias noch nicht gekommen ist, dann habe ich allein die wahre Religion, die Gott dem Moses gegeben hat, und die fortzudauern hat bis auf den Messias. Ist aber der Messias wirklich schon gekommen, wie alle Christen behaupten, so kann es nur Jesus sein, der Sohn der Maria. Aber dann ist es ganz gewiß und über jeden Zweifel erhaben, daß der Katholik in der wahren Kirche ist; denn die von Jesus gestiftete Kirche ist die katholische und gewiß nicht die protestantische, welche erst 1500 Jahre nach dem Tode Jesu gestiftet wurde, und zwar von einem ganz anderen Menschen, von Luther. Vernünftiger Weise können also bloß der Katholik und ich mit einander streiten über die Frage, wer von uns in der wahren Kirche sei; der Protestant aber kann in keinem Falle in der wahren Kirche sein, mag nun der Messias schon gekommen sein oder nicht.

Der verdiente Missionar in Amerika, P. F. X. Weninger, erzählt in seinem Buche „Katholizismus, Protestantismus und Unglaube“ Folgendes: „Ich erinnere mich, daß ich einst eine bejahrte Methodistin“), deren Tochter katholisch geworden war, in Cincinnati traf, welche die mit Gemälden gezierte Kirche der hl. Filomena besuchen wollte. Als ich mit ihr vor einem sehr schönen, großen Bilde der

*) Die Methodisten bilden einen Zweig des Protestantismus; sie entstanden erst um das Jahr 1740.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Oktober.** Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest. Placidus, Abt. Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. Epistel: Epheer 5, 15-21. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 11, 27-28. Epistel: Ecclesiasticus 24, 14-16. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Elementarschulkinder. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. Während des Monats Oktober ist an allen Wochentagen abends 8 Uhr Rosenkranz-Andacht. Carmelitessen-Klosterkirche: Rosenkranzfest. Morgens 6 Uhr erste h. Messe, 8^{1/2} Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. Während dieses Monats ist jeden Morgen 6 Uhr Rosenkranz-Andacht. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftl. hl. Kommunion für den Marienverein.
- Montag, 6. Oktober.** Bruno, Ordensstifter.
- Dienstag, 7. Oktober.** Sergius, Martyrer.
- Mittwoch, 8. Oktober.** Brigitta, Wittwe.
- Donnerstag, 9. Oktober.** Dionysius, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenshochamt. Nachmittags 5 Uhr Versammlung des christlichen Mütter-Vereins mit Predigt.
- Freitag, 10. Oktober.** Gereon, Martyrer.
- Sonntag, 11. Oktober.** Vinar, Bekenner. Emil, Martyrer.

seligsten Jungfrau und Mutter des Herrn stand, fragte ich sie: Wie gefällt Ihnen dieses Bild? — Sehr wohl, sagte sie; allein wir Methodisten beten Maria nicht an. — Wir Katholiken noch weniger, sagte ich; aber meinen Sie, daß Maria im Himmel ist? — O ja, erwiderte sie; Maria war eine edle Frau. — Gut, sagte ich, glauben Sie aber wohl, daß Maria, die Mutter des Herrn, auch eine Methodistin war? — Da lachte sie hell auf und erwiderte: Wahrhaftig, das glaube ich selbst nicht! — Hören Sie, sagte ich darauf: ich wollte doch um nichts in der Welt einer Religion angehören, von der ich bekennen muß, daß Maria, die Mutter des Herrn, ihr nicht angehört!

Was nun die gegenwärtige Mitgliederzahl anlangt, so ist die katholische Kirche nicht nur die größte unter allen Konfessionen, sondern sie zählt sogar mehr Mitglieder, als alle übrigen zusammen, die hunderte von christlichen Sekten mit eingerechnet, die überhaupt existieren.

Ziehen wir die räumliche Ausdehnung in Betracht, so erstreckt die katholische Kirche sich über alle nur irgendwie bedeutenden Nationen der Erde bis nach Korea und ins Feuerland, bis Japan und zu den Eskimo's; sie hat in der That einen weltumfassenden Charakter, sie reicht „vom Meer bis zum Meer“, wie es in den alttestamentlichen Weissagungen vom Reiche des Messias vorhergesagt worden war.

Alle übrigen Konfessionen tragen einen mehr oder weniger nationalen, partikulären Charakter. Das Lutherthum beschränkt sich wesentlich auf Deutschland und Skandinavien und etwa das deutsche Element, welches nach und nach seit der „Reformation“ in andere Länder ausgewandert ist. Der Calvinismus hat in der Schweiz, in Frankreich und Holland seinen Sitz. Die anglikanische Kirche beschränkt sich auf England, auf dessen Kolonien und die im Auslande weilenden Engländer. Die russische Staatskirche endlich ist noch enger auf Rußland angewiesen. Was diese Konfessionen insgesamt kennzeichnet, ist der Geist der Absonderung, der Trennung und Teilung bis ins Unendliche; denn wer zählt die Unmenge verschiedener Lehren, die zumal in Deutschland, in England und in Amerika unter den allgemeinen Namen Lutherthum, Calvinismus und Anglikanismus begriffen werden? Dieser Geist der Absonderung und Teilung bildet ihr unauslöschliches Merkmal: die wahre Kirche Jesu können sie daher absolut nicht sein.

In welcher Majestät, lieber Leser, steht all diesen Sekten und Konfessionen unsere katholische Weltkirche gegenüber: sie, die ihrer Anlage, ihrer Verfassung, ihrer Lebenskraft nach allein jene Kirche sein kann, die der Herr für alle Völker und für alle Zeiten bis zum Ende der Tage gestiftet hat! Was soll man aber von Katholiken sagen, die sich dieser ihrer Mutter schämen wollen, wenn nur irgend ein vorlauter Schwäger seine „Wissenschaft“ austrinkt, um zu schmähen und zu höhnen! Es gibt doch keine ältere, es gibt keine größere, es gibt keine edlere Familie auf Erden, als die, deren Haupt Christus, deren Glieder die Apostel, die Märtyrer, die Kirchenlehrer, die Heiligen aller Stände sind.

Opfer der Lokomotive.

Aus den Erlebnissen eines alten Lokomotivführers. Nach dem Ungarischen des Göza Szerdahelyi.

Der Leser, der diesen Titel zu einer Zeit zu Gesicht bekommt, wo die Eisenbahnunfälle wieder einmal eine stehende Rubrik der Zeitungen geworden sind, hat nicht zu befürchten, daß ihm hier eine Statistik über die Menschenleiber aufgetischt werde, die jahraus jahrein in Europa und überseeischen Ländern durch die Räder des ehernen Dampfrosses grausam zerstückelt werden. Auch wenn man von denen absteht, die durch unglückliche Zufälle oder durch Selbstmord ihr Leben auf den Schienen

enden, heißt das schwarze, mit feurigem Athem durch die Nacht rasende ungeheuer unter der lebenden Kreatur seine zahlreichen Opfer. Denn in dem Maße, in welchem die Herrschaft der Menschheit auf dem Erdball fortschreitet, wird den Tiergeschlechtern der Raum immer mehr eingeengt; vereinzelte Thierarten sind entweder schon ausgestorben oder, dank der menschlichen Raubsucht, dem Aussterben nahe, und auch die Eisenbahn trägt auf ihrer windschnellen Fahrt unwillig den Tod in die Reihen jener Geschöpfe, welche die Gewalt und Schnelligkeit der Lokomotive unterschätzen und sorglos auf der eisernen Spur sitzen bleiben, bis es zu spät ist, dem Verhängniß zu entrinnen.

Es sind keineswegs nur die Kleinen aus Wald und Feld, welche der Lokomotive zum Opfer fallen: auch die großen und größten unserer einheimischen Thierwelt, verbluten gar oft auf dem Bahndamm im ungleichen Kampfe gegen das Dampfross, und diese Kämpfe zwischen Pferd oder Rindvieh und Lokomotive sind sogar einstmals in den frühesten Kindheitstagen des Eisenbahnwesens im ältesten Parlamente der Erde Gegenstand einer Debatte gewesen, bei welcher reaktionäre und fortschrittliche Geister gar heftig aufeinander prallten. Als nämlich in Großbritannien die ersten großen Bahnlirien gebaut werden sollten, glaubte ein Mitglied des Unterhauses das zu den Gegnern des modernen Eisenbahnwesens gehörte, kein schlagenderes Argument gegen diese Institution vorbringen zu können, als die Frage an den Minister, was geschehen werde, wenn sich zufällig einmal eine Rindviehherde beim Nahen des Zuges auf dem Geleise befände. Der Rath der Krone begnügte sich mit der ironischen Antwort, daß dies für die Viehherde allerdings schlimm sein werde, und die hypothetischen Dajen des fürsorglichen member of the commons beemochten den Siegeszug des geflügelten Rades nicht aufzuhalten.

Wenn Zusammenstöße von Pferd und Rind auch im europäischen Westen, wo das Bahnplanum zumeist durch Heckenzäune gegen das Acker- und Weideland abgegrenzt ist, oder das Weidewiech sorgfältig gehütet wird, zu den Seltenheiten gehören, so sind sie in den osteuropäischen wie Rußland und Ungarn, durchaus kein ganz ungewöhnliches Ereigniß. Zur Zeit, als ich die Lokomotive des Abendpersonenzuges von Urad nach Boros-Jend zu führen hatte, begegnete es mir mehr als einmal, daß auf der nur 4 Kilometer langen Strecke zwischen Blagos und Mnyta-Magyarad nicht ein, sondern zweimal gehalten werden mußte, weil jedesmal eine zottige, wiedererkennende Herde schwarzer Büffel auf dem durchwärmten Sande der Rieschüttung von dem kurz zuvor in einem nahen Sumpfe genommenen Bade ausgeruht und sich sonnte. Die mäßige Geschwindigkeit der Züge auf dieser Strecke gestattete stets das rechtzeitige Anhalten, welches nicht nur der wertvollen Büffel halber, sondern auch wegen der dem Zuge beim Hineinfahren in diese kolossalen Tiere drohenden Gefahr erfolgte; denn eine Gefahr bleibt es immer, selbst für die ungeheuer schweren modernen Schnellzuglokomotiven und die schweren Salonwagen vom neuesten Typus. Wenn der Herr Stier, den Beweis seiner männlichen Stärke geben will und mit gesenktem Kopf und Hörnern auf dem Geleise den Schnellzug erwartet, auch elend zermalmt wird, da sein Gewicht von bestenfalls 25 Centnern gegenüber den 4000 Centnern, welche ein Eilzug von mäßiger Größe wiegt, gar nicht weiter in Betracht kommt, so ist doch immer die Möglichkeit vorhanden, daß die Maschine durch die massigen Röhrenknochen ihres Opfers aus dem Geleise gehoben wird und ein unabsehbares Unglück entsteht, wenn der nachfolgende Zug auf die sich in die Rieschüttung einwühlende Lokomotive aufläuft.

Es ist überhaupt fast unbegreiflich, wie sorglos sich selbst die größten und intelligentesten unserer Haustiere benehmen, wenn ihnen eine Kollision mit dem rollenden Bahnzuge droht.

Sie mögen hundertmal das Dampfross in eiligster Fahrt an sich vorbei dampfen gesehen haben, sie werden dennoch keinerlei Maßstab für die Geschwindigkeit des Gegners, dem sie nicht gewachsen sind, gewonnen haben. So wird z. B. das edle Ross, welches in Ländern, wo die Pferdezucht blüht, sich zuweilen in freiem Zustande auf die Schienen verirrt, und auf das donnernde Geräusch der heranbrausenden Lokomotive schon bei Zeiten auf und davon geht, kaum jemals sich durch einen Seitenprung nach links oder rechts in Sicherheit bringen, sondern stets in tollem Galopp die Schienen entlang einen Wettlauf beginnen der natürlich bei schnellfahrenden Zügen binnen kürzerer Frist zu seinen Ungunsten enden muß, da der Maschinenführer, auch wenn er wollte, nicht mehr die Möglichkeit haben wird, den Zug rechtzeitig zum Halten zu bringen.

Nicht viel klüger gebärden sich die Hunde. Man sollte annehmen, daß diese zweifellos klügsten unserer Haustiere längst begriffen haben müßten, daß die eilig einherpolternde Lokomotive an die schmale eiserne Spur gebunden ist, der doch so leicht auszuweichen wäre. Hier scheint aber das Begriffsvermögen diese sonst so intelligenten Geschöpfe gänzlich im Stich zu lassen; denn gleichgültig gegen das immer mehr zum Donner anschwellende Geräusch, schnuppen an irgend einem Straßenübergang Nero und Diana in der Rieschüttung herum; der Herr mag pfeifen, so viel er will, der Instinkt des Geruches, der den Hund momentan fast blind und taub macht, ist übermächtig; erst wenn die Maschine auf 20 Schritt herangekommen ist, werden sie sich der Gefahr bewußt und suchen sich durch einen verzweifelteren Seitenprung zu retten. Dann aber ist es meistens schon zu spät, und betrübt sieht der Eigentümer den ft viele hundert Gulden werthen treuen Begleiter mit einem letzten Todessehnen unter den Rädern verschwinden. Auch mancher Stallpösch, der tagtäglich mit dem Knecht und dem Gespann auf dem längs der Bahnlinie sich hinziehenden Acker zieht, kann sich den Genuß nicht versagen, das eilige Dampfross, als ob es eine gemüthlich auf der Landstraße einherklappernde Kalesche wäre, anzustellen, und muß, nachdem er vielleicht oft mit knapper Noth der äußersten Gefahr entronnen ist, endlich doch mit dem Leben den Tribut für seine Anarten entrichten, wenn er nicht, wie es das Hühnervolk in der äußersten Noth wohl thut, im letzten Moment, wo er alles verloren glaubt, sich in verzweifelter Hilflosigkeit zwischen den Schienen niederdrückt und den ganzen Zug über sich hinraffeln läßt.

Unter diesen wie unter den andern Haustieren, welche der in menschenleeren Gegenden oft eine kleine Landwirtschaft führende Streckenwächter meistens hegt, pflegt überhaupt die Lokomotive gründlich aufzuräumen, und oft genug muß es die Bahnwärtersfrau, die in ihrer Saumseligkeit eine Jauntüre zu schließen vergaß, erleben, daß ihr die Mühe, das für den Winter gemästete Schweinchen zu schlachten, vom Bahnzuge abgenommen wird, und daß sie die milchgebende Ziege oder eierlegende Henne auf den Schienen zu einer formlosen Masse zermalmt findet, während merkwürdigerweise Gänse und Enten schon auf weite Entfernung hin den Bahndamm beim Herannahen eines Zuges verlassen.

Gänzlich unbarmherzig wüthet die Lokomotive aber unter den wilden Tieren. Hier ist es in erster Linie der freche Sperling, der täglich in tausenden von Exemplaren seiner allbekanntesten Reckheit zum Opfer fällt. Im Spätsommer, wenn die vielfachen Bruten des Frühjahres und Herbstes flügge geworden sind, sitzen die edlen Helden oft in Scharen von vielen Hunderten zwischen den Schienen und lassen sich in ihren lärmenden, zänkischen Diskursen nicht eher stören, als bis das Rauch und Funken speiende Ungetüm bis auf wenige Schritte herangekommen ist; dann aber ist die Katastrophe unvermeidlich und zu Dutzenden zerstückelt sich die endlich aufstiege

Schar die Köpfe und Flügelchen an der harten eisernen Stirnband der Maschine. Staaren, Amjeln und Drosseln geht es nicht viel besser, und Nachtvögel fliegen vollends, durch den von den Reflektoren erhöhten Glanz der Lokomotivlaternen angelockt, nicht selten in diese hinein, was in der Regel zu einem unlieblichen Aufenthalt führt, weil reglementmäßig dann eine Reservscheibe eingezeichnet werden muß, ehe es weiter fortgehen kann.

Meister Vangohr liebt es in langen Sähen vor der Lokomotive im Geleise davon zu galoppieren, wobei er ja der sich langsam dahinzurückwälzenden Lokomotive der Sekundärbahn entschieden überlegen ist; dem Silzuge ist aber natürlich auch er nicht gewachsen; ein im entscheidenden Augenblicke unternommener Hackenjaß rettet ihn dann noch manchmal; oft genug aber fängt ihn beim Todesprung der Aschenkasten auf, in dem ihn dann am Ende der Fahrt, von Asche und Kohlentheilchen bedeckt, der Heizer findet, der den stark angeräucherten und obendrein halb verbrannten Braten als unerwartetes Sonntagsgericht seiner Frau nach Hause trägt.

Nach Vorschrift des Gesetzes ist eigentlich alles auf der Bahn getötete Wild zur nächsten Station zu bringen, wo es zu Gunsten des Jagdberechtigten verauktioniert wird. Das geschieht auch bei größeren Stücken, wie Rehen, Dammhirschen, Hirschen und dergleichen. Wer wollte es aber den Männern auf der Lokomotive oder dem Streckenwächter übel nehmen, wenn sie gelegentlich einmal ein zerschmettertes Rehkuh oder einen Fasan oder einen durch die Räder zerquetschten Hasen der eigenen Küche zuführen? Große Herren, welche als Besitzer umfangreicher Waldreviere einen reichen Bestand von Hochwild hegen, gehen ohnehin mehr und mehr dazu über, diese wertvollen Tiere vor dem Austritt auf das Bahnplanum durch Zäune abzuhalten, und haben dann keinen Schaden. Sie thun aber auch Recht daran, denn, abgesehen von dem dümmsten aller Jagdtiere, dem mit stumpfsinnigem Gleichmut auf dem Geleise sitzen bleibenden Fasan, verläßt sich keine Wildgattung so sehr auf die Schnelligkeit der Beine und tummelt sich sorglos auf dem Bahndamm herum, wie Rehe und Hirsche. Rehe, wenn sie in Herden auftreten, ergreifen zwar meist bei Zeiten die Flucht; umso unvorsichtiger gebärden sich dafür einzelne Tiere, welche namentlich bei Nacht oft wie gelähmt stehen bleiben. Auch das Dammwild leistet das Unglaublichste an Sorglosigkeit, was kein Wunder gibt, da diese Wildgattung ja wie bekannt, wo sie systematisch gehegt und gepflegt wird, fast ganz den Charakter des Wildes verliert und auch Fuhrwerke auf Wegen bis in die nächste Nähe herankommen läßt ehe es sich entschließt, ziemlich sorglos, als ob sie sich durch zu eilige Flucht eine Blöße geben würden, davonzugehen. Es ist daher keine Seltenheit, daß in dammwildreichen Gegenden, wie ich sie längere Zeit im Eisenburger Komitat durchfuhr, Herden von 30 und mehr Stück dieser überaus zahmen Wildgattung, die durch ein offen gelassenes Thor ausgekommen waren, auf dem Geleise blieben, bis die Maschine unter ihnen ein fürchterliches Gemetzel anrichtete.

Wie sich die großen Bestien erotischer Gegenden gegenüber dem Dampfproß benehmen, überlasse ich einem Kollegen aus den Kolonien zu beschreiben. Thatsache ist aber, daß sich, auf der im Bau begriffenen Bahn in Britisch-Ostafrika ein Löwe schon einmal den Heizer einer langsam fahrenden Arbeitsmaschine herunter geholt hat, und daß in Tonking im Jahre 1898 ein Zug entgleiste, weil er mit einem aus einem benachbarten Dorfe durchgegangenen zahmen Elefanten zusammenstieß.

Obwohl ich längere Zeit in Siebenbürgen fuhr, wo die Familie des Meisters Bey noch keineswegs ausgerottet ist, bin ich nie mit einem Mitglied dieser Sippe zusammengekommen. Ich bin daher in der angenehmen Lage, dem Leser auch keinen Bären aufbinden zu müssen.

Ein deutscher Dichter in Sibirien.

Eine Säkular-Erinnerung.

Von Dr. Ernst Raasburg.

Trotzdem der Zar die Deportation nach Sibirien (wenigstens für die Ehren der öffentlichen Meinung von Europa) aufgehoben hat, besitzt der Name immer noch einen schaurigen Klang für alle Humanen und Gebildeten, und lange Zeit wird vergehen, ehe er denselben völlig verliert. Wie das Gute wirkt auch das Böse noch lange in der Erinnerung fort und zeitigt seine Wirkungen in unseren Thaten. Durch die verdienstvollen Schilderungen Kennans sind wir alle mit dem Schrecken und Brutalität des russischen Verbannungssystems bekannt, das aber werden nicht allzu Viele wissen, daß auch einmal — vor nunmehr 100 Jahren — ein vielgenannter deutscher Dichter nach Sibirien verbannt war, nämlich August von Kokebue, und daß das von ihm hierüber veröffentlichte Werk: „Das merkwürdige Jahr meines Lebens“ bereits ganz eben solche haarsträubende Thatsachen und Beispiele mitteilt, wie sie 100 Jahre später der mutige amerikanische Journalist veröffentlicht und damit die stammende Entrüstung der Kulturwelt wachgerufen hat!

Die Geschichte dieser Verbannung ist schon an und für sich derart merkwürdig, daß sie schon um ihrer selbst willen gelesen zu werden verdient, sie kennzeichnet sich in ihren Ursachen und ihrer Vollziehung als ein autokratischer Willkürakt niedrigster Art und zeigt, daß das Verbannungssystem von damals sich von dem der neuesten Zeit in nichts unterschied, daß die dabei funktionierenden Beamten bereits ebenso gewalthätig, knechtisch, brutal und bestialisch waren und daß die liebevolle Gerechtigkeit gar nicht darnach fragte, was aus den Familien der unglücklichen Opfer ihrer Grausamkeit wurde.

Kokebue hatte eine Russin zur Frau, mit der er in innigster, glücklichster Ehe lebte. Das Heimweh trieb sie nach Rußland zurück, er selbst hatte versprochen, sie nach drei Jahren in die Arme ihrer Kinder, Verwandten und Freunde zurückzuführen. Nur ungern schied er von Weimar, wo er sich damals aufhielt, umjomehr als die russischen Verhältnisse unter dem vom Cäsarenwahnsinn ergriffenen Kaiser Paul der Reise keineswegs günstig waren. Der Dichter traf deshalb alle Vorsichtsmaßregeln, er verschaffte sich einen Paß des Zaren auf vier Monate und es fiel ihm nur auf, daß der russische Gesandte in Berlin, Baron Crüdener, ihm schrieb, daß er Auftrag erhalten habe, ungehindert den Weg, den er nehmen werde, in Petersburg anzugeben, „damit den Schwierigkeiten, die er an der Grenze finden würde, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könne“. Im Vertrauen aber auf dies durch den Paß bewilligte freie Geleit des Zaren und seine eigene Harmlosigkeit reiste er am 10. April 1800 mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und Bedienung von Weimar ab, um den Sommer auf seinem Gute in Livland zuzubringen. Er hatte ja 15 Jahre lang in russischen Diensten gestanden — als Assessor und Präsident des Gerichts und Gouvernements — und war, als er 1795 wegen geschwächter Gesundheit seinen Abschied nahm, unter Erhöhung des Ranges und mit Zeugnissen über seine untadelhafte Amtsführung entlassen worden. Er hatte nie eine Zeile gegen Rußland und Kaiser Paul geschrieben, keine bedenkliche Äußerung gethan; in seinen Werken zeigte er sich von streng monarchischer und loyaler Gesinnung. Die Papiere, welche er mit sich führte, bestanden in glänzenden Attesten, seinem Paß, Urlaubsschreiben der Wiener Oberhoftheaterdirektion (er war nominell noch Direktor des dortigen Hoftheaters), in Empfehlungsschreiben hoher Persönlichkeiten, einem Brief der Herzogin von Weimar an die Großfürstin Elisabeth von Rußland usw.

Noch kurz bevor er die Grenze passierte, warnte ihn ein alter Thorschreiber eindringlich, Rußland jetzt zu betreten; er achtete die Warnung

nicht, er vertraute dem kaiserlichen Paße. Ungehindert ließ man den Wagen an der Grenze passieren; kaum aber in dem Flecke Polangen, wurde der Dichter in dem Grenzzollhause vom Oberstleutnant Sessin — der obendrein ein alter Bekannter von ihm und seiner Frau und dem daher der Antrag sehr peinlich war — verhaftet; alle seine Papiere wurden beschlagnahmt, sogar seine Taschen mußte er umkehren. Die Russen verstanden sich sogar auf seine eigenen Sachen besser als er selbst; sie entdeckten in einem kleinen Kasten, worin er verschiedene Kleinigkeiten aufbewahrte, ein geheimes Fach, von dessen Existenz er selbst keine Ahnung gehabt. Natürlich war es leer.

Ein bewaffneter Kosak geleitete ihn nun mit seiner Familie nach Mitau; hier theilte man ihm mit, daß er ohne seine Familie nach Petersburg weiterreisen müsse. Groß war sein und seiner Frau Entsetzen; aber was half alles Protestiren? Der Kaiser hatte befohlen, und die Beamten, obwohl einige derselben an sich mitleidige Personen waren, mußten gehorchen. Ein Hofrat Schtschekatichin wurde ihm nebst einem Kurier beigegeben, ersterer ein erbärmlicher Scherge, keiner humanen Regung zugänglich und unwissend wie ein Australneger. Man redete dem Dichter ein, er solle nur nach Petersburg, um sich zu rechtfertigen; er werde in höchstens 14 Tagen wieder bei seiner Familie sein. Statt dessen aber ging die Fahrt — direkt nach Sibirien, und was das Schlimmste war, der gefangene mußte ihre Kosten fast ausschließlich aus eigenen Mitteln decken.

Sobald er, der noch immer nicht geahnt hatte, was ihm bevorstand, erfuhr, daß er nach Sibirien gebracht werden solle, beschloß er, zu entfliehen. In einer der nächsten Nächte ließ er sich, als seine Transporteure schliefen, durch das Fenster des Wirtshauses, in dem man übernachtete, auf die Straße hinab; eine größere Summe Geldes führte er bei sich, leider aber nichts zu essen. Er irrte fast zwei Tage bei entsetzlichem Wetter im Walde herum. Endlich erreichte er ein nahe Gut, das einem Bekannte gehörte. Man sättigte den Erschöpften und beherbergte den Erschöpften, lieferte ihn aber wieder aus, und zu einem weiteren Fluchtversuch sah er sich die Gelegenheit abgeschnitten, da sein Transporteur seine Sachen und sein Geld an sich nahm. Nur 100 Rubel, das Geschenk einer mitleidigen Freundin, trug er eingetauscht auf dem Leib.

Nun ging es geradewegs nach Tobolsk. Seine Bekannten, obwohl sie nicht gewagt hatten, seine Flucht zu fördern, hatten ihn reichlich mit Essen und warmer Kleidung versorgt, aber er war während der ersten Tage zu gebrochen, um etwas zu genießen, und als er Gebrauch von den Geschenken machen wollte, fand er, daß der Herr Hofrath und der Kurier nicht nur die Lebensmittel aufgezehrt, sondern auch die Kleidungsstücke in Besitz genommen hatten. Ueberhaupt plünderten sie ihn bei jeder Gelegenheit; die Briefe, die er an seine nichtszahnende Frau oder an andere Personen schrieb, nahm der Kurier wohl nebst einem herrlichen Trinkgeld entgegen und schwor bei allen Heiligen, sie zu besorgen. Es kam aber keiner in den Besitz der unglücklichen Frau, und derjenige, den ihm der Hofrath zu schreiben gestattete, wurde von dem spitzbübischen Schurken vernichtet. Seines Geldes bedienten sie sich ebenso ungenirt wie seiner übrigen Sachen; dabei gestattete ihm der Transporteur, als er ernstlich erkrankte, nicht nur keinen Arzt, sondern nicht einmal einen Rashtag zur Erholung.

Zuletzt geriet der unglückliche Gefangene, Tag für Tag weitergeschleppt, in einen Gemüthszustand, den er für den Vorläufer des Wahnsinns hielt und in dem ihm alles, was mit ihm geschah, gleichgültig war. Anfangs Mai passierte man Moskau; beim Ueberfahren der hoch angeschwollenen Sura wären die Reisenden bald ertrunken, ein andermal fuhren sie mitten durch einen brennenden Wald und ein drittes Mal schlug der Blitz dicht bei ihnen in einen Baum. Täglich entluden sich schwere Gewitter, die Nahrung war kümmerlich, die

Schaffstören ließen an allem zu wünschen übrig, nur nicht an Ungeziefere. Ungefähr 80 Werste von Kasan trafen sie einen Mann von 130 Jahren. „Sein Sohn war über 80 Jahre alt, gleich aber einem Manne von kaum 50 Jahren. Enkel und Urenkel hatte er ohne Zahl. . . Er konnte wenig mehr sehen, die übrigen Sinne fehlten ihm aber nicht. Zuweilen ging er noch selbst in den Wald, um sich Baumrinde zu seinen Schuhen zu holen.“

Unterwegs begegneten sie öfters andern Verwiesenen; auf dem Wege von Kasan nach Perm erreichten sie zum ersten Male größere Haufen von diesen, zum Theil paarweise an einander gekettet. Sie wurden zu Fuß nach Irkutsk oder in die nertschinskischen Bergwerke geschleppt. Es waren junge Mädchen unter ihnen, und die Reise währte oft ein halbes Jahr und länger.

Endlich erreichte man Tobolsk, wo der Gouverneur den Verbannten freundlich und mit Auszeichnung aufnahm, ihn bei sich essen ließ und ihm alle nur erdenklichen Erleichterungen verschaffte. Selber vernahm er aber auch von dem edlen Manne, daß er in Tobolsk nicht bleiben werde, sondern in einen anderen Ort des Gouvernements gebracht werden solle. Er überlasse ihm die Wahl, rathe ihm aber, Kurgan zu wählen, das noch das mildeste Klima besitze. Seine Ankunft in Tobolsk erregte Sensation, da mehrere seiner Stücke dort im Theater gespielt wurden und jedermann ihn kannte. Ein anderer Verbannter, Kiriakoff, ließ ihm Bücher — eine wahre Seltenheit in jener Gegend, da der Kaiser die ganze ausländische Litteratur verboten hatte. Dieser Kiriakoff war der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes, „und mit zweien seiner Brüder und drei anderen Offizieren Hals über Kopf hierher geschickt worden, weil sie bei einem frühlichen Belage sich einige freie Scherze erlaubt hatten. Er kam nach Tobolsk, ein paar wurden nach Irkutsk gesandt; sein jüngerer Bruder sah 400 Werste von Tobolsk, in einer kleinen Festung, in Ketten.“ Dies nur ein Fall von den vielen, die Kogebue angeführt; wir haben leider nicht Raum, hier noch mehr Beispiele von der Frivolität, mit welcher wegen unbedeutender Kleinigkeiten ganze Familien ins Elend gestürzt, Väter von Weib und Kindern getrennt und Menschenleben vernichtet wurden, anzuführen, ohne daß man ihnen auch nur erlaubt hatte, von ihnen Abschied zu nehmen.

Von Tobolsk aus sandte der Dichter ein Mémoire an den Kaiser, worin er seine gänzliche Schuldlosigkeit darzuthun suchte. Nach 14 Tagen erfolgte seine Weiterbeförderung nach Kurgan. Der Gouverneur schickte ihm noch eine Kiste chinesischer Thee und versprach, ihm alle Woche das „Journal de Francefort“ zu schicken; Bücher gab ihm leihweise sein neuer Freund Kiriakoff mit; andere Bedürfnisse hatte er sich eingekauft. Die Reise legte er in einem sogenannten Kibitken, einem karrenähnlichen Fuhrwerk, schlecht genug zurück. Auch in dem kleinen Reste verschaffte ihm sein berühmter Name eine gute Aufnahme. Er bewegte sich vollständig frei, hatte aber für sich selbst zu sorgen und durfte sogar einen Diener halten und nach Belieben auf die Jagd gehen. Intime Freundschaft schloß er mit einem verbannten Polen, Jwan Stoloß, der deshalb hier war, weil einer seiner Freunde ohne sein Wissen seine Adresse benutzt hatte, um eine nicht ganz unbedächtige Korrespondenz um so sicherer zu erhalten.

Der Dichter mietete sich für schweres Geld — 15 Rubel monatlich — ein kleines Häuschen, bestehend aus zwei Zimmern, einer Küche und einer Kammer. Alles andere, soweit es überhaupt zu bekommen war, fand er jedoch äußerst billig. Ein Pfund Brot kostete 1½ Pfg., ein Pfund Rindfleisch 5 bis 6 Pfg., ein junges Guhn ebensoviele, ein Pfund Butter 15 Pfg., ein paar Vork- oder Haselhühner 10 Pfg., eine Schüssel Fische 6 Pfg., ein Kasten Holz 80 Pfg., und Hasen ohne Balg konnte man umsonst haben, da die Russen sie nicht aßen. Ein paar Pferde kosteten jährlich 25 Rubel zu unterhalten.

Trotz alledem war es ein jämmerlicher Aufenthalt, und um so trostloser, als der Verbannte nicht wußte, wie lange er dauern würde. Wie, wenn man ihn lebenslänglich hier festhielt? Sein Haupttrost war die Lektüre des Seneca; abends pflegte er sich auch — zum Teil zur Unterhaltung in seiner Einsamkeit, zum Teil aus wirklicher Verzweiflung — die Karten zu legen, und wenn sie seiner baldigen Erlösung günstig waren, freute er sich ebenso sehr, wie er andere Abende über das Gegenteil verstimmt war, obwohl er natürlich nicht daran glaubte. Sein einziger Wunsch war nur, daß seine Familie zu ihm kommen möge — wenn seine Frau da sein würde, wollte er mit ihrer Hilfe einen Fluchtversuch unternehmen. Den Fluchtversuch arbeitete er sich bis in die kleinsten Einzelheiten aus — er hatte ihn aber nicht nötig, denn am 7. Juli 1800, einem heiteren schönen Tage, traf plötzlich ein Dragoner ein, der einen kaiserlichen Befehl überbrachte, nach welchem der Dichter sofort zurückgebracht und ihm alles Nötige, auch Geld, geliefert werden sollte! Hoherfreut nahm Kogebue von allen neuen Freunden Abschied; bereits am andern Morgen trat er die Rückfahrt an. Kurz vor Tumen besah ihn noch einmal eine ernste Krankheit; nach einigen Tagen fühlte er sich wieder wohler, und im Anblick des sibirischen Grenzpfahls trank er jubelnd in langen Zügen eine Flasche Burgunder, die er eigentlich für den Augenblick der Ankunft seiner Familie aufgespart hatte.

Endlich traf er in Petersburg ein, wo er seine geliebte Gattin wieder sah. Sie hatte unendlich gelitten. Erst ganz in Ungewißheit über sein Schicksal, erfuhr sie plötzlich, man habe ihn nach Sibirien gebracht; ein Blutsturz war die traurige Folge der unvorbereiteten Nachricht. Nun hatte sie sich wieder erholt. Weshalb man ihn verhaftet, darüber vernahm der Dichter auch jetzt nichts Genaueres; er sei dem Kaiser, so hieß es, als Schriftsteller wahrscheinlich verdächtig erschienen. Seine rasche Befreiung verdanke er indessen nicht lediglich seiner Unschuld, sondern einem glücklichen Zufall. Vier Jahre vorher hatte er ein kleines Drama verfaßt „Der Leibkutscher Peters des Dritten“, in welchem eine edelmütige Handlung des Kaisers verherrlicht wurde. Gerade zu jener Zeit übersetzte ein junger Russe, Krasnopolski, das Stück ins Russische und sandte es durch die Post an den Kaiser. Auf diesen machte es einen gewaltigen Eindruck. Dem Uebersetzer schickte er sogleich einen kostbaren Ring, dem Dichter aber, erklärte er, sei er Genugthuung schuldig und müsse ihm wenigstens ebensoviele schenken, als er dem alten Leibkutscher geschenkt habe. Unberechenbar in seinen Lannern, fertigte er sofort den Kurier ab — beständig waren ja solche Kuriere zwischen Petersburg und Sibirien unterwegs, da der Kaiser alle Augenblicke Personen, die seine Ungnade durch irgend eine Kleinigkeit auf sich gezogen hatten, nach Sibirien schickte, oder wieder herholen ließ.

Kogebue erfreute sich von nun an seiner besonderen Gnade. Der Zar schenkte ihm ein Krongut mit nahezu 400 männlichen Seelen“ in Vibland, das ihm jährlich 4000 Rubel Pacht abwarf, und ernannte ihn zum Hofrath und Direktor der deutschen Hoftruppe mit 1200 Rubel Gehalt, 1800 Rubel für Equipage, freier Wohnung, freiem Holz und Licht. Letztere Bestallung war nicht nach des Dichters Begehren; er hätte am liebsten so schnell wie möglich den Staub Rußlands von den Füßen geschüttelt, doch er durfte nicht wagen, den reizbaren Cäsar zu erzürnen. Es kostete diesen ja nur ein Wort, ihn nach Sibirien zurück, und womöglich in die berüchtigten Bergwerke zu schicken. So blieb er denn in der nichts weniger als leichten Stellung in beständiger nervöser Furcht, den Zorn des Tyrannen, der ihm persönlich sehr freundlich begegnete, zu erregen. War doch damals nicht gut leben in Petersburg und Rußland. Jeder, der dem Kaiser begegnete, mußte zu seiner Begrüßung niederknien; wen er in einem Frack oder

runden Hut erblickte, den ließ er mit Knutenhieben bestrafen; am Schlosse durfte man nur entblößten Hauptes vorbeigehen. Der wahnsinnige Autokrat mißhandelte und beschimpfte sogar seine eigenen Söhne, ja zuletzt drohte er, in Ahnung einer Verschwörung, sie nebst seiner Gemahlin gefangen setzen zu lassen. Die bekannte Palastverschwörung kam ihm aber zuvor: in der Nacht zum 24. März 1801 wurde der Kaiser ermordet und der Thronfolger Alexander auf den Thron erhoben. Nun erst fühlte sich Kogebue ganz frei; er nahm unverzüglich seinen Abschied und kehrte mit Weib und Kindern nach Deutschland zurück.

Kreuzrätsel.

1	2	1. 3. Italienische Münze, 2. 4. Herbstblume.
3	4	1. 4. Flüssigkeitsmaß, 1. 2. Gebirgsformation.

Magisches Quadrat.

a b e e Die Buchstaben sind so zu ordnen, e e i i daß die wagerechten Reihen gleich den u o o r entsprechenden senkrechten lauten r r f f und nennen 1. eine Blume, 2. einen deutschen Strom, 3. einen wohlbekanntesten Astrologen, 4. einen männlichen Vornamen.

Magisches Dreieck.

a a a a b Die Buchstaben dieses Dreiecks b h i m sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen 1. eine Insel im Mittelmeer, 2. einen jüdischen König, 3. einen Monat, 4. einen sibirischen Fluß, 5. einen Konsonanten.

Füllrätsel.

A x x x j x Die Kreuze sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar x u x u x t so, daß die 6 senkrechten Reihen nennen: 1. einen Teil des Körpers, 2. einen Nebenfluß der Drau, 3. einen Schiffsteil, 4. ein spirituelles Getränk, 5. ein Gewässer, 6. eine belgische Stadt. Zu verwenden sind 1 a, 1 b, 2 e, 3 m, 3 r, 1 t, 1 u.

Wortumwandlung.

Liese, Sarne, Ranze, Legal, Birne, Hasen, Seile, Heine.

Die Mittelbuchstaben obiger 8 Wörter sind durch andere zu ersetzen, so daß 8 andere bekannte Wörter entstehen, deren Mittelbuchstaben aneinandergereiht, den Namen eines europäischen Landes ergeben.

Akrostichon.

Au, Aber, Bis, Aden, Do, Ah, Ost, Wan, Acht, Loge, Abel.

Durch Vorsetzen eines Buchstabens sind aus obigen elf Worten elf neue bekannte Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen einer bekannten Inselgruppe der nordamerikanischen Union ergeben.

Geographisches Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Europäischer Staat.
2 9 4 5 6 9	Europäischer Staat.
3 8 9 5	Sibirischer Fluß.
4 6 5 9	Ungarische Stadt.
5 2 1 8 6	Französischer Opernkomponist.
6 2 8 4 8 9	Ditseeinsel.
7 9 9	Nebenfluß der Donau.
8 3 1 8	Deutscher Strom.
9 7 3	Afrikanischer Fluß.

Anagramm.

Durch Umstellen der Buchstaben bilde man aus: Erna und Bai — eine große Halbinsel. Regen und Brust — sagenreichen Berg der Salzburger Alpen.

Affe und Rum — einen berühmten Humanisten. Saal und Drei — einen französischen Satiriker. Elbe und Schap — einen Vogel. Lina und Poet — einen Wiederkäuer. Grube und Chor — eine Stadt in Frankreich. Lifer und Reh — einen männlichen Vornamen.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter (von oben nach unten gelesen) nennen einen deutschen Romanchriftsteller.

Auflösung aus voriger Nummer.

Diamanträtsel: Senkrechte und wagerechte Mittelreihe: Hundstage. Wagerechte Reihen: D, Out, Aunen, Vandage, Santeln, Stahl, Uga, E.